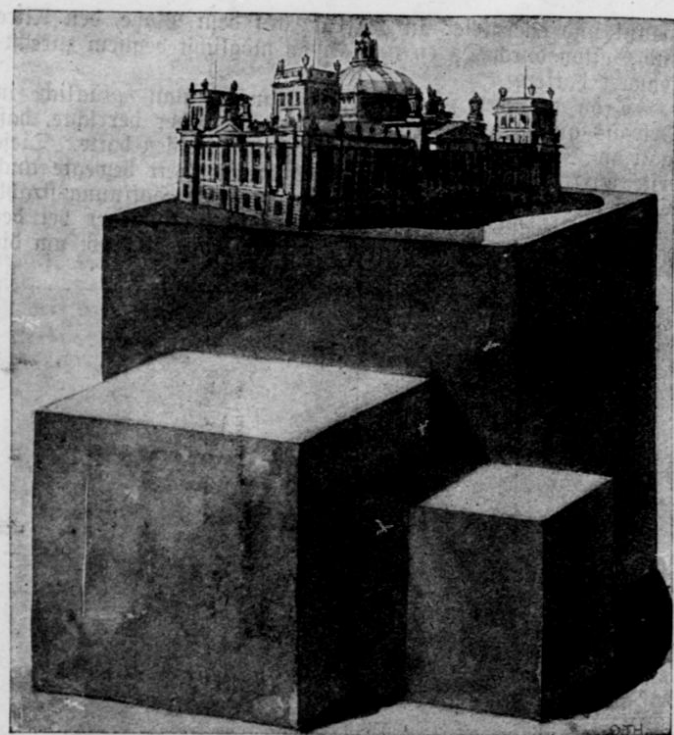




Die Stahlerzeugung im Jahre 1912 betrug nahezu 70 Millionen Tonnen. Daraus ließe sich ein Würfel von 209 m Seitenlänge herstellen, von der deutschen Produktion 1912 (= 17 301 998 Tonnen) ein solcher von 136 $\frac{1}{2}$ m, in Seitenlänge und von der englischen ein solcher von 97 $\frac{1}{2}$ m Seitenlänge. Unsere Abbildung gibt ein interessantes Vergleichsmittel, indem es das deutsche Reichstagsgebäude, auf den größten Stahlwürfel gesetzt, darstellt.

Eine alte Geschichte.

Die Sonne lockte ein Mädchen hervor
An einem warmen, lachenden Tag;
Drauf schwand die Sonne, und es erfror,
Und tot lag das Blümlein am Tag.

Ein Mägdelein hört' einen Knaben an
Und schenkte ihm liebend ihr jugendlich Herz;
Drauf schied er und ließ es alleine stahn,
Da starb das Mädchen vor Schmerz.

Otto Hugo, Cannstatt.

Vermischtes.

Was ein Ingenieur an der Natur lernen kann, beweist eine Anekdote von Brunel, dem Erbauer des ersten Untertunnels, dessen Bau unter der Themse er in den Jahren 1825 bis 1842 vollendete. Brunel befand sich eines Tages auf einer Werft, als die Tätigkeit eines Holzwurms sein Augenmerk auf sich lenkte, der sich seinen Weg in ein großes Holztück zu bohren im Begriffe war und sich dabei eines mechanischen Apparates bediente, der dem Beobachter als außerordentlich erschien. Er stürzte infolgedessen den Holzwurm in seiner Tätigkeit und legte ihn unter ein Mikroskop. Runmehr sah er, daß die Insektenlarve auf der Vorderseite ein paar klappenartige Schilde besaß, denen sie durch eigentümliche Bewegung der Füße einen Antrieb erteilte. Hierdurch wirken die Schilde auf das Holz wie ein Bohrer, während die kleinen, losgelösten Holzstücke durch einen Spalt in den Füßen und dann durch den Bohrer nach dem Mund gelangten, von wo sie hierauf beseitigt wurden. Brunel machte sich hierauf an die Arbeit und konstruierte schließlich nach mancherlei Fehlschlägen den berühmten Bohrer, durch den der Themse-Kanal gebohrt wurde.

Schlagfertig. Der französische Marschall Canrobert war eine richtige Soldatennatur. Er gehorchte blindlings und forderte blinden Gehorsam von seinen Untergebenen. Besonders gab er auch viel auf das Neßere, und die kleinste Nachlässigkeit im Anzug konnte ihn in Zorn bringen. Eines aber entwarf seine feine Grinn: eine feste, schlagfertige Antwort. Eines Tages bemerkte er bei einer Befichtigung in Chalons einen Soldaten, dessen Zeug nicht ganz in Ordnung war. „Ich werde Ihnen mein Andernädeln zum Ankleiden schicken!“ fuhr ihn Canrobert an. „Nicht nötig, mein Marschall“, erwiderte rasch der Soldat, „die sehe ich jeden Abend!“ Dem Marschall blieb der Strafbefehl, der seinen ersten Worten folgen sollte, im Munde stecken; er lachte und ritt weiter.

z. z.

Allerlei Heiteres. — Rätsellecke.

Magere Ausrede. Kunde (entrüstet): „Den Rock habe ich diesen Morgen bei Ihnen gekauft; jetzt ist er schon zu eng, nachdem es einmal darauf geregnet hat!“ — Händler: „Wenn Sie gütigst erlauben wollen, inzwischen haben Sie doch auch zu Mittag gegessen.“

Aus einem Roman. Tränen stürzten im Auge Amandas; sie küßte das Porträt ihres geliebten Theodor und rief mit vorwurfsvollem Tone: Fortsetzung folgt.

Die Hauptsache. Professor (im Laden): „Bitte, ich wünsche einige Sacktücher... aber solche, in die ich viel Knoten machen kann!“

Geteilter Schmerz. Herr: „Warum weinst du denn?“ — Schusterjunge: „Weil mein Meister Zahnweh hat!“ — Herr: „Du hast also deinen Meister recht gern?“ — Schusterjunge: „O nein, aber wenn er Zahnweh hat, so haut er, und da tut mir der Schädel weh!“

Von seinem Standpunkt. Bauerkunstler: „Jetzt werd' ich mich gleich unsichtbar machen!“ — Student: „Aha, Ihr Schneider in der Rude, was?“

Beweismittel. „Was, Sie wollen sich mit dem Hausschlüssel in der Hand photographieren lassen?“ — „Ja, damit die Leute sehen, daß ich doch der Herr im Hause bin!“

Immer nobel. Frau Tulpenblüh hat große Gesellschaft. Sie klingelt dreimal dem Stubenmädchen, daß dieses die Türe schließe — doch das Mädchen erscheint nicht. Endlich entschuldigt sich die Hausfrau bei den Gästen und sagt zu ihrer Tochter: „Rosalie, mein Kind, mach' du provisorisch die Türe zu!“

Dexierbild.



Wo sind die beiden Waschfrauen?

Silberrätsel.

Das Erste Mahnruf für den Trägen sei!
Das Zweite grünt im Frühling stets aufs neu;
Die zwei verbunden sein
Mit einem Wörtchen klein,
Beneunt ein Wesen, dessen Brust
Virgt Jugendmut und Lebenslust.

G. R.

Sinnrätsel.

Als Pfand der Treue wir es kennen,
Eine Naturerscheinung wird's auch nennen.
Freis Guggenberger.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Aenderungsrätsels: Kartell, Kart; — des Silberrätsels: Post, Horn, Posthorn; — des Figurenrätsels: Paris, Rinse.

Nachdruck unserer Originalartikel wird gerichtlich verfolgt.

Druck von W. Kohlhammer. Redaktion: Dr. C. Gerlach in Stuttgart.
Verlag von R. A. Sanz, Altona i. B.



Illustriertes Familienblatt.

N. 19.

Wochenbeilage zum Altenaer Kreisblatt.

1914.

Schlehen.

Von Max Esch.
(Fortsetzung.)

Ferdinand war, als müht' er mit einem Sprung vollends zum Fenster hinaufsteigen und ihr zu Füßen sinken — nein, daran dachte er nicht. — Aber ihr um den Hals zu fallen und sie ans volle Herz zu drücken und sie zu küssen, weil sie's nicht vergessen hatte, was ihn so namenlos glücklich gemacht... Sie stand auf. Fast gewaltsam

rissen sich ihre Augen von dem Bild los, ehe sie im Hintergrund des Zimmers verschwand. Leise ging eine Tür auf und zu. Unser Held atmete tief auf. Er hatte ein wenig Ruhe. Seine Gedanken zogen ruhiger ein und aus. Es fiel ihm die vergangene Nacht ein und seine Dichtertäume, die er heute fast verwirklicht sah. „Ja, sie soll's haben“, flüsterte er plötzlich. „Sie weiß ja nicht, woher und von wem, und damit fuhr er in die Brusttasche, zog

ein Papier heraus, wickelte es rasch um eine halbe Siegelackfange, die er dort ebenfalls gefunden hatte, und das Ganze flog durch das offene Fenster hinein.

Es war ein entscheidender Moment. Beim Flug durchs Fenster verlor der Siegelack sein Papier. Es fiel auf das Nähtischchen. Schwiggabele jubelte eine Viertelsekunde. Aber die Stange flog weiter. Ein Stoß, ein Geprassel. Schwiggabele drückte die Augen zu.

Als er wieder aufsaß, lag das gipferne Engelein noch immer ruhig auf den Knien und betete. Aber sein Kopf war verschwunden.

Die quälenden Gedanken, die nagen den Gewissensbisse, die verzweifeltsten Stöße auf den neuen Kopf für das geköpfte Engelein, mit denen er oder vielmehr die mit ihm sich die nächsten Viertelstunden vertrieben, das alles kennt kein Mensch; denn das einzige lebende Wesen in der Nähe, der in sein Buch vertiefte Professor, ahnte nicht, was



Natur und Kunst.

So hält mit manchem Zeitvertreib
Er die Langweile sich vom Leib.
Doch stellt einmal ein Mensch sich ein,
Dann schmunzelt unser Peterlein.

Ein Maler spannt die Leinwand
Und pinxelt darauf allerhand.
Gleich ist der Peter auch zur Stell'.
Die Schäflein sehen gern Modell.

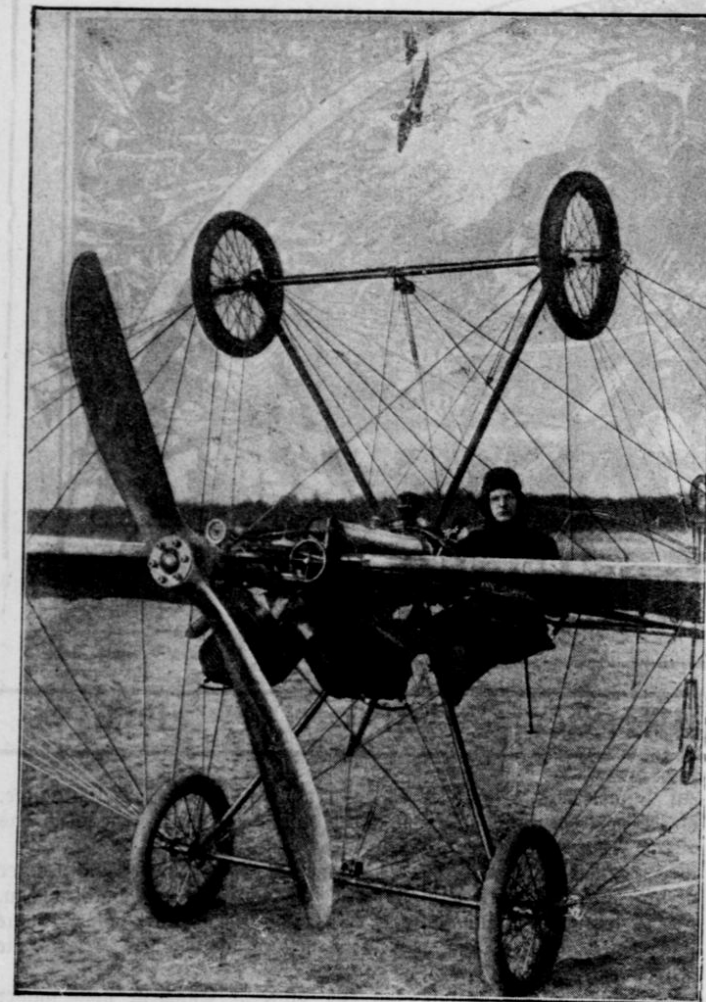
Mit Schafsgeduld und ohn' Verdruß;
Der Peter spielt den Kritikus.
Er schaut dem Maler zu in Ruh'
Und gibt auch seinen Senf dazu.

Und ich, daheim in meiner Stube,
Denk': Glückselig ist der Hirtentub!
Wie hat er's schön auf seiner Flur:
Genießt bald Kunil und bald Natur.

-z.

Der Himmel blaut, das Gras steht grün,
Die Schäflein auf die Weide ziehn,
Der kleine Peter, wohlgenut,
In Hemd und Hof' hält treue Hut.

Er pfeift und singt, pflückt Blumen bunt
Und spricht mit Karo, seinem Hund,
Wenn er nicht nach den Wolken schaut
Und Schlösser in die Lüfte baut.



Ein erfolgreicher deutscher Sturzflieger. Zurzeit unternimmt der deutsche Pilot Gustav Tzeu mit einem Grade-Apparat deutscher Konstruktion Sturzflüge auf dem Flugplatz in Vork. Der Gradeflieger ist so konstruiert, daß er mit dem Kopfe nach unten glatt landen kann, da der Aeroplane oben das selbe Bauelement wie unten hat. Unser Bild zeigt den Piloten Tzeu mit seinem Grade-Apparat und oben eine Aufnahme eines Sturzfluges, wie er mit dem Apparat nach unten fliegt.

über seinem Haupt in den Zweigen gelitten wurde. Die Angst war auch nicht ganz unbegründet. Sie kam wieder. Ein Blick auf die Umgebung, ein tiefer Schrei der Ueberraschung, der Entrüstung, des Schmerzes, und was alles Schwiggabele noch heraushörte, sagte ihm, was er getan. Er hatte ihr ein teures, unersehbares Andenken vielleicht zerstört; er hatte ihr mit der Siegel-lachstange ins Auge, ins Herz getroffen. Sie bückte sich. Sorgfältig las sie jeden Splitter zusammen und legte still das Häufchen auf ihr Arbeitstischchen. Ihr Auge fiel jetzt erst auf das Papier. Sie schien aufmerksamer zu werden. Sie nahm es in die Hand, sah zum Baum hinüber, dann auf das Blatt. Ein Zug der Entrüstung spielte um ihren Mund. Rasch trat sie ans Fenster, warf das Blatt hinaus. Der Unglückliche sah noch einmal in das volle, herrliche Gesicht, sah noch einmal eine perlende Träne auf den schwarzen Wimpern blitzen, sah noch einmal einen seltsamen, unmutigen Schmerz in den schwarzen Augen leuchten, und sein Himmel schloß sich.

„Eine Träne!“ die zweite, die er gesehen, die zweite, die sie um ihn, nein, nur wegen seiner geweint. Armer Schwiggabele! Ohne Regung, ohne Wollen sah er da, fest an den Stamm sich klammernd; nur manchmal winkte ihm das weiße, wehmütig flatternde Blatt, sein Gedicht, das am ersten besten Orte hängen geblieben war, wenn es der Wind bewegte. Und er beneidete das Blättlein noch. Sie hatte es doch in Händen gehabt, hatte es gesehen, wenn auch nicht gelesen. Er beneidete den geköpften Engel, um den sie geweint; er hätte die ganze Welt



Übungen der schweizerischen Jugendwehr in Zürich. Ähnlich, wie die andern Länder Europas ihre Vorkinder haben, hat man auch in der Schweiz solche Jugendbünde geschaffen, in denen die Jünglinge zum Militärdienst vorgebildet werden sollen. Unser Bild zeigt die Jugendwehr von Zürich bei Gewehrübungen.

beneidet, wenn er nicht zu gut gewesen wäre und sich allmählich aller Reid facht und unmerklich in ein unbeschreibliches Weh aufgelöst hätte, in dem er Zeit und Raum vergaß.

Wie lange er so gefesselt, wußte er natürlich nicht, als der Professor unten sein Buch zuklappte. Es geschah rascher, als man bei dem würdigen Manne hätte erwarten können. Schnell stand er auf. Ein halblautes Geflüster aus dem Gebüsch, das immer näher kam, jagte ihn eiligst in die Flucht. Zwei Mädchen traten aus dem Gehege und warfen sich lachend über ihre Eroberung auf das Bänkchen. Schwiggabele hatte einen Augenblick an Erlösung gedacht. Jetzt warf er nur noch einen hoffnungslosen Blick hinab, setzte sich ein wenig bequemer und suchte den Rückweg in das Reich seiner Träume.

Aber es gelang nicht. Das lustige Geplauder unten riß ihn jeden Augenblick zurück in die Wirklichkeit und zog ihm Ohr und Augen hinaus. Nachdem sich die Mädchen über den Professor gehörig lustiggemacht, hob plötzlich die eine mit einem Freudenschrei ein fein gefaltetes Papier vom Boden auf.

„Das ist eine Entdeckung, Mina!“ lachte sie jubelnd und zeigte ihr den Fund von fern.

Schwiggabele erschraf und sah an den Ast hinüber, wo sein Gedicht hängen sollte. Aber das flatterte ja noch in stiller Wehmut an dem Ort. Er sah es.

Unten war bereits ein heiterer Kampf entstanden, während dessen das Papier allmählich von der einen entfaltet wurde.

„Ein Gedicht!“ rief die andere.

„Halt, halt! es zerreiht.“

„Ein Gedicht, und wie hübsch geschrieben! Es ist eine Männerhandchrift.“

„An die Namenlose!“ „Gott, ein Liebesgedicht! Schnell, gib doch!“

Schwiggabele traten die kalten Tropfen auf die Stirne. Es war bittere Wahrheit. Drüben im Aste flatterte nur ein Stück von seinen Auszügen, das er zufällig mit hinübergeworfen.

Unten wurden jetzt seine geheimsten Gedanken, seine heiligsten Gefühle aufs grausamste mißhandelt, und er mußte zusehen und schweigen.

Es war eine Viertelstunde Höllenqual, bis unten alles vom Anfang bis Ende und vom Ende bis zum Anfang belacht, bespöttelt und verdreht war. Er hätte diese kalte Herzlosigkeit hinter dem Fürsten der Finsternis gesucht, nicht in zarten Mädchenseelen. Er biß die Zähne übereinander; er drückte die Faust aufs Herz; er wollte ein Gelächter, ein furchtbares, schreckliches, wollte er schwören; aber zuletzt sank seine Hand wieder matt und erschöpft, es war ihm nichts Vernünftiges eingefallen.

„Und wie meinst du denn, wie hat sich das Ding hierher verirrt?“ fragte endlich die eine von den Mädchen, die sich vom Lachen erholt hatte.

Die andere sah hinauf. „Ganz einfach,“ meinte sie dann, „das hat so ein verliebter Ged bei einem Literaten machen lassen und dem Fräulein von Steinau geschickt. Der ist's zum Fenster hinausgeflogen. Das muß sie uns noch eingestehen.“

„Gestehen wird sie's nicht. Vielleicht hat's auch ihr Bruder verloren.“

Die andere fuhr auf, tiefrot bis an die Stirne.

„Er ist hier?“

„Artur?“ — „Närrin! — — —“

(Fortsetzung folgt.)

rannte, und dazwischen schoben sich betrunkene, aller Disziplin spottende Mobilmgardisten.

Marquis d'Aubertin schaute mit verhaltenem Zorn in dieses wüste Chaos. Er hatte seiner Tante den Arm gegeben, die sich erschöpft und angewidert von Wildern, die sie der großen Nation unwürdig fand, völlig kraftlos auf ihn stützte. Alice schritt an seiner Seite, blaß, aber mit stolzer Haltung und völlig gefaßt, mit klaren Augen und fester Stirn jeden Schwierigkeiten der Reise entgegentretend. Auch Anna Berthold hatte nicht den Kopf verloren.



Zar Nikolaus II. von Rußland im Kreise seiner Familie. — (Phot. Gebr. Haedel, Berlin.)
Von links nach rechts: Großfürstin Olga (geb. 1895), Großfürstin Maria (geb. 1899), Zar Nikolaus, Zar Alexander, Großfürstin Anastasia (geb. 1901), Großfürst-Thronfolger Alexei (geb. 1904), Großfürstin Tatiana (geb. 1897).

Nachdem der Marquis für sich und seine Damen einen Platz in der Eisenbahn erobert hatte, machte man es sich in dem eigentümlichen Raum, so gut es ging, behaglich.

Es war ein leerer Viehwagen, dessen eine Hälfte mit Proviant aller Art vollgefüllt war, während die andere Seite freiblieb, um einige verwundete Soldaten in die größeren Lazarette nach Orleans zu bringen. Für diese Hilfsbedürftigen zu sorgen, war Alice in ihrer jetzigen Stimmung eine besondere Befriedigung; sie schloß ihnen von dem stärkenden Weine ein, den sie mitgenommen, und sprach ihnen Trost und Mut zu. Die alte Marquise hatte für dieses Treiben keinen Blick und keine Auffassung; sie sah mit geschlossenen Augen völlig abge-

spannt und energielos in der Ecke auf dem Plaze, den Alice und Gaston durch Dedes und stiften möglichst bequem zurechtgemacht hatten.

Trotz mancher Jährlichkeiten langte man glücklich in Orleans an, wo eine trunkene Freude darüber herrschte, daß man die Stadt den Händen des Feindes entrisen hatte. Diese erste wirkliche Siegesnachricht nach langer Zeit bewegte auch die Herzen der Reisenden mit einem neuen Hoffnungsschrahl.

In Orleans meldete der Marquis sich wieder bei der Armee, doch erbat er sich noch ein paar Tage Urlaub, um die

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf.

Erzählung von **Frei Frau A. v. Sillencron.**
(Fortsetzung.)

Es war ein mildes Lächeln, das dabei über ihre Züge irrte, doch der Blick, der ihm begegnete, war warm und herzlich, als sie bat: „Lassen Sie uns gute Freunde bleiben, Gaston, verlangen Sie jetzt nicht mehr! Wenn der Krieg ausgetobt hat, wenn die alte Sonne des Ruhmes wieder über unserem schönen Frankreich lachen wird, dann, ja dann will ich Ihnen vielleicht eine andere Antwort geben.“

Es half nichts, daß er so gern mehr errungen hätte von diesen schönen, stolzen Lippen, er mußte sich damit begnügen und küßte nur mit Leidenschaft die schmale Hand, die regungslos in der seinen lag.

„Ich baue auf Frankreichs Größe und meinen guten Stern. Die Tage können nicht fern sein, wo Sieg und Ruhm wieder wie sonst unsern Waffen folgen, und wo auch diese stolze Feste, um die ich so lange kämpfte, sich ergeben wird,“ gab er enthusiastisch zurück.

„Unfer wie des Vaterlandes Zukunft steht in einer höhern Hand, sie liegt nicht in unserm Träumen und Hoffen,“ lautete die milde Antwort. „Warten wir es ab, Gaston, was ein gültiger Gott über uns beschlossen hat.“

Noch einmal schaute sie ihn freundlich an, neigte leicht das Haupt zum Abschied und schritt dann an ihm vorüber ihrem Zimmer zu.

Als sie in den elegant ausgestatteten Raum trat, sah sie Anna Verthold, die ihrer wartete. Auf ihrem rosigen Gesicht lag der Schimmer eines strahlenden Glücks, das in diesem Augenblick nur gedämpft wurde bei dem Anblick ihrer traurigen jungen Herrin. „Ich habe eine freudige Botschaft erhalten, und ich weiß, wie Ihr gültiges Herz mit mir fühlt,“ begann sie zaghaft, während sie verlegen ein geöffnetes Kuvert in ihren Händen hin- und herdrehte.

„Und diese gute Nachricht enthält jenes Schreiben?“ fragte Fräulein von Avigny mit der gewinnenden Güte einer selbstlosen Liebe, die es ihr möglich machte, eigenen Schmerz und eigene Kämpfe in sich zu verschließen, um teilnehmen zu können an den Freuden und Leiden anderer.

„Geben Sie mir das Blatt, Anna, und lassen Sie es mich lesen. Wenn man selbst im Schatten steht, tut es doppelt wohl, wenn man sich an dem Sonnenschein freuen kann, der anderen beschienen ist.“ Sie nahm das Blatt, und langsam stieg eine heiße Blutwelle ihr bis zu den Schläfen, als sie las:

„Meiner lieben Landsmännin die freudige Botschaft, daß Unteroffizier Tamfus lebt und gesund und unverletzt geblieben ist. Eben sprach ich einen Offizier seines Regiments und sende Ihnen durch einen sicheren Boten die Nachricht. Ich hoffe mit Ihnen, daß wenn der Friede wieder eingekehrt ist in den Landen und die Wunden vernarbt sind, die der Krieg geschlagen hat, daß dann in unserer lieben Heimat sich glückliche Menschen wiederfinden werden. Sagen Sie Fräulein von Avigny meinen ehrfurchtsvollen Gruß.“
Eberhard Graf Hartung.

Metz, den 29. Oktober 1870.

Lange brauchte das junge Mädchen dazu, um die wenigen Zeilen zu lesen. Sie hatte sich auf einen Sessel niedergelassen und das müde Haupt auf die Hand gestützt. Endlich faltete sie das Blatt zusammen und richtete die tränenfeuchten Augen auf Anna. „Gott segne Ihr Glück und behüte es auch ferner!“ sagte sie weich. „Es ist schön, wenn man hoffen kann; es muß der müden Seele Flügel geben. Möge Gott Ihre freudigen Hoffnungen gnädig erfüllen!“

Überwältigt von Freude und Mitgefühl mit dem Schmerz der Herrin, kniete das junge Fräulein jetzt auf das niedrige Kissen zu Füßen des Fräuleins; das Gesicht von Tränen überflutet, versuchte sie vergebens zu sprechen.

„Still, Anna, still!“ wehrte diese. „Sie kennen die Wunde und werden sie verstehen, aber sie ist noch zu tief, um daran zu rühren. Ich weiß es auch ohne Worte, Sie fühlen mit mir, Anna; beten Sie auch mit mir, daß Gott seinem armen Kinde Kraft gebe, damit es nicht unterliege und zusammenbrüche unter der Last, die auf seiner Seele liegt.“ Der verständnisvolle Blick aus Annas verweinten Augen, ihr stummer Handstreich sagten dem jungen Mädchen, daß zwei Herzen, welche die Liebe in ihrer Tiefe und Allgewalt kennen, auch ohne langen Austausch der Gefühle die Leiden und Freuden des andern begreifen.

Wie heilender Balsam, so wohlthuend wirkten die sorgenden Dienste voll zarter Liebe, welche die junge Fräulein ihrer geliebten Herrin erwies; sie verließ dieselbe nicht eher,

als bis sie sie sanft gebettet wußte und endlich ein bleichere Schlaf die müden Augen geschlossen hatte. Das Schreiben des Grafen nahm Anna nicht mit sich; es war in Allicens Händen zurückgeblieben.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Die Glocken läuteten zur Kirche, als die geschlossene Reifefutsche der Marquise aus den Toren von Metz rollte. Der junge Marquis hatte sich, wie verabredet, den Damen angeschlossen und schaute düsteren Blickes auf die traurigen Spuren, welche der Krieg hier zurückgelassen. Regen und Sturm peitschten gegen den Wagen; er achtete es nicht, sondern ließ sich nur den Stachel der Empörung gegen die Demütigungen des Vaterlandes tief in das Herz graben. Nichts entging seinen scharfen Augen, auch nicht die schweren Rauchwolken in der Ferne, von denen man ihm gesagt hatte, daß sie von dem niedergebrannten Veltre herührten.

Man mußte Longeville zuerst passieren. Der Marquis wußte, daß preussische Truppen am Tage vorher hier Kantonnementsquartiere bezogen hatten, doch schienen sie dasselbe bereits verlassen zu haben, nur einige französische Offiziere zeigten sich. Er verließ den Wagen, um nähere Erkundigungen einzuziehen, und kehrte nach einiger Zeit finsterner als vorher zurück in Begleitung eines stämmigen Bauernburschen, dem er seinen Platz neben dem Kutscher anwies.

„Wir können die Landstraßen längs der Mosel nicht fahren, wir müssen einen andern Weg wählen,“ gebot er dem Kutscher; „die preussischen Truppen sind heute früh um 7 Uhr hier aufgebrochen und marschieren dort auf dem Wege nach Annville. Hier dieser junge Freund wird Ihnen den Weg weisen, den Sie zu fahren haben; überlassen Sie sich unbedingt seiner Führung.“

Der „junge Freund“ war der Häuptling einer Freischärlerbande, der Weg und Steg in der Umgebung kannte und genau über die Bewegungen der Preußen unterrichtet war. Nur unter solcher Führung, hatten ihm die Kameraden versichert, würde es möglich sein, unangefochten weiterzukommen. Er teilte den Damen davon nichts mit, um sie nicht zu ängstigen, sondern erzählte ihnen nur, als er wieder zu ihnen einstieg, daß er dem Bauernburschen die Gelegenheit, auf diese Weise nach Bar le Duc zu kommen, nicht hätte abschlagen wollen.

„Wie kommt es, daß ich so viele von unseren Offizieren hier sehe?“ erkundigte sich die Marquise.

„Es sind gegen dreihundert einquartiert, welche die Erlaubnis erhalten haben, vorläufig in Longeville abzuwarten, bis die Eisenbahn für ihren Transport verfügbar ist,“ erwiderte er kurz; doch entging es der Tante nicht, daß er wohl noch mehr vernommen haben mußte, worüber er in Gegenwart von Anna Verthold nicht sprechen wollte.

Was der Marquis erfahren, war kaum etwas Neues zu nennen, dennoch waren ihm im Gespräch mit den Kameraden die traurigen Wahrheiten des Verfalls in der Armee so grell und ungeschminkt vor die Augen geführt, daß es ihn fast wie eine neue Ungeheuerlichkeit überwältigte. Da schien, nach den einstimmigen Urteilen der Kameraden, keine Spur mehr von Disziplin und Ehrerbietung zu herrschen, keine Achtung für die Vorgesetzten zu existieren, denn die allerniedrigsten Beschuldigungen gegen die höchsten Generale waren ihm zu Ohren gekommen, und man behauptete, dafür Beweise in Händen zu haben.

Die Fahrt auf den aufgeweichten Wegen ging langsamer vonstatten, als man erwartet hatte. Der junge Freischärler erwies sich aber als ein trefflicher Führer; er wußte auf allen Schlechtwegen Bescheid und kannte ein abgelegenes Forsthaus, in dem man Nachtquartier machen konnte. Die Fahrt erschien den erregten Gemütern endlos, denn erst am Abend des nächsten Tages erreichte man Bar le Duc. Mit großer Mühe gelang es dem Marquis, hier Näheres zu erfahren, wie die Weiterreise zu bewerkstelligen sei. Man mußte den direkten Weg vermeiden, weil die preussischen Truppen eine Verbindungslinie von Paris bis herunter nach Orleans gezogen hatten, die nicht zu passieren war. General von der Tann, der Orleans bereits genommen, hatte dasselbe wieder räumen müssen, und somit lag die Möglichkeit vor, daß man über Orleans de Mans gewinnen könne. Die Verwirrung, welche aber allenthalben auf den Bahnhöfen herrschte, spottete jeder Beschreibung. Hier verlangten Bahnbeamte und Zivilbehörden Auskunft, wohin Armeebefürdungen, Magazine und Krankmannschaften zu richten seien. Die Unordnung war auf einen momentanen Höhepunkt gelangt; große Wagenkolonnen mit Getreide waren angekommen und harrten des Befehls, wohin sie geschickt werden sollten. Ganze Herden von Schlachtvieh standen dazwischen. Es war ein Gedränge, in dem alles kopflos schrie und umher-

Hausfrauenblätter.

Nach innen leben,
Nach außen wehen,

Nach unten schauen,
Nach oben streben. *Wessagen.*

Gesundheitspflege.

Schwimmen und Wandern sind zwei Formen der Leibesübung, welche ohne größere Auslagen, also auch den Minderbemittelten, erreichbar sind. Andere Sporte sind teuer und zumeist einseitig. Jene beiden dagegen beanspruchen Herz und Lungen, die Gelenke und Muskeln des ganzen Körpers; die Haut wird wohlthätig angeregt. Infolge der lebhafteren Durchblutung aller Körperteile und der Anregung der Nerven kommt es zu einem beglückenden Gefühl des allgemeinen Wohlbefindens. Das ganze Wesen des Menschen gewinnt an Frische. Wollen wir deshalb besonders unserer Schuljugend allerorts die Möglichkeit bieten, daß sie schwimmen und wandern könne! Hier liegt ein wesentlicher Anteil unserer Arbeit an der gesundheitlichen Erziehung der Knaben und Mädchen offen in Stadt und Land.

Fürs Haus.

Das Öffnen der Blechbüchsen. (Mit Abb.). Unter den runden Blechbüchsen, in denen Puder, Toilettencreme, Bonbons und andere gute und nützliche Dinge zum Verkauf gelangen, gibt es mitunter widerwärtige Gefallen, die allen Drehen und Ziehen Trotz bieten und den schützenden Deckel durchaus nicht freigeben wollen. Solche Dosen faßt man auf folgende Weise an, wie unser Bild es veranschaulicht, nämlich die Unterbüchse mit dem Daumen und Mittelfinger der linken, den Deckel mit den gleichen Fingern der rechten Hand oder umgekehrt, so daß die Finger genau über Kreuz liegen. Durch diesen gleichmäßig verteilten Druck kommt man in neun unter zehn Fällen sehr schnell zum Ziel.



Auch die schon einmal erwähnte sehr praktische Methode zum Öffnen festschließender Blechbüchsen, wonach man die Schachtel mit der hohen Kante auf die Erde stellt und mit dem Fuß leicht hin- und herrollt, sei bei dieser Gelegenheit wieder in Erinnerung gebracht.

Schwarze Seife (sog. Paraseife) ist sehr billig herzustellen. Man nimmt die Lauge der weißen Seife, und zwar auf 5 Liter Lauge 50 Gramm Kolophonium, und entweder den Abfall der weißen Seife oder auf 500 Gramm Kolophonium 250 Gramm Talg und kocht dies so lange, bis es dick ist.

Für die Küche.

Pfkauf zu gekochtem Eßl. 1/2 Liter Mehl, 2 Eßlöffel Zucker, 1 Eßlöffel Salz werden mit 1 Liter Milch und 5 Eiern zu einem dünnen, glatten Teig gerührt. Etwa 12 irdene Model werden reichlich mit Butter bestrichen, mit der Masse halb vollgefüllt und die Pfkauf in guter Hitze gebacken.

Gefüllte und gebackene Eier. Für 6 Personen. Zubereitungszeit 1/2 Stunden. 6 hartgekochte Eier teilt man der Länge nach in Hälften und nimmt die Dotter heraus. Diese werden nun mit einem rohen Eigelb, 8 Tropfen Maggi Würze, einer einge-weichten und wieder ausgepressten Semmel, 4 fein gehackten Sardellen, etwas Pfeffer und Salz gut verrührt. Die 12 Eihälften werden mit rohem Ei ausgestrichen, mit der Fülle gefüllt, wieder zusammengelegt, in Ei und Weismehl gewendet und in heißem Fett gebacken.

Das Bienenhaus.

Von *Elfa Friesnigg.*

Für alles hatte Joachim Brentner ein gutes und verständendes Lächeln, nur wenn er Tante Veronika, die eigentlich nicht seine Tante war, sondern eine entfernte Base, beim Herumräumen antraf, dann schüttelte er den Kopf. Und sie lächelte doch schon so verlegen abblinzelnd und wollte ihm immer im voraus jede Bemerkung abschneiden durch ihre treuherrliche Art: „Ich hab' halt das Guckete. Weißt, man framt manchmal ein bißchen!“ Joachim aber verwies es jedesmal.

„Das Stöbern! Das ist das Schlimmste. Und wenn diese alten Dinger noch so sauber sind, es liegt in ihnen doch Staub.“

Zu was diesen aufwirbeln? Der legt sich beklemmend auf die Brust und macht den Atem unfrei, den Blick trübe...

Natürlich konnte Tante Veronika es nicht voraussagen, daß der diesmalige Spaziergang Joachims um eine halbe Stunde früher beendet sein würde, und darum war auch die große Kommode offen geblieben, und es war sehr deutlich ersichtlich, daß sie darin gekramt hatte, denn vom Inhalt der Lade lagen einzelne Stücke auf dem Stuhl daneben, und ganz obenauf ein Bild. Es lag so, wie es Tante Veronika aus der Hand gegliitten war, als Joachim eintrat, und sein Blick fiel auch gleich darauf, und dann nahm er es plötzlich mit einem erschauten Blick und sah es an. Es war ein Aquarell, eigentlich ganz skizzenhaft ausgeführt, aber noch immer recht frisch, noch immer...

Ja, das Bild hatte er, Joachim Brentner, vor 30, nein, fast vor 40 Jahren selbstgemalt. Er erinnerte sich ganz genau, das Bild hatte immer im Wohnzimmer gehangen über dem harten Leder-sofa; das war ein Ehrenplatz, den Vater dieser Namensstabs-gabe angewiesen hatte. Und da hing es im besten Licht, jahrelang, von Mutter sorgsam sauber gehalten, bis... ja, das war sonderbar! Er wußte es gar nicht, bis wann. Es war dann auf einmal weg. Das war ihm eigentlich gar nicht aufgefallen, auch nicht, als er nach der Eltern Tod deren Nachlaß als Erbe erhielt. Er hatte das Bild nicht vermisst, das nun plötzlich da war. Es stellte ein hohes Holz-gebäude dar mit einer offenen Stirnseite und Fachwerk. Und in dichten Reihen standen da übereinander legel-förmige Strohförbe, wohl an die Hundert an der Zahl. Das Bienenhaus!

So ein Landlehrer im Gebirge hat es schwer mit dem Leben, wenn er sich gut forbringen und seine Kinder erziehen soll. Und wenn es auch bloß zwei Kinder sind und das Mädel weniger braucht. Aber der Sohn. Das Studieren kostet sündhaft viel Geld. Aber da war das Bienenhaus, zuerst eine kleine Hütte mit wenigen Stöcken, dann ein stattlicher Bau, der das niedere Schulhaus über-ragte und zum Wahrzeichen und Muster und zum Schatz wurde. Die ganze Familie arbeitete im Bienenhaus, sobald sie nur Zeit hatte. Jeder kannte seine Pflichten, und deren gab es genug, und sie wuchsen von Jahr zu Jahr. Aber dieser Staat der emigen kleinen Arbeiter lohnte es auch reichlich: er versorgte das Haus mit Zucker, denn wo hätte man diese teure Würze laufen können für den Kaffee? Und schmiedete der duftige Honig nicht tausendmal besser? Und gab es ein köstlicheres Besserbrot als Bienenhonig mit Schwarzbrot und Butter? Das goldgelbe Wachs aber brachte blankes Silbergeld, und so konnte Joachim studieren und Mädchen bekam eine kleine Aussteuer, als sie des braven jungen Kantors Weib geworden...

Nun ruhen die beiden auch schon unter der Erde, gerade so wie Vater, Mutter und die ganze Jugendzeit, die versunken ist und durch dieses Bild vom Bienenhaus so unvermittelt auftaucht.

Da war im ersten Stodwerk des Bienenhauses eine kleine Kammer gewesen mit vielem Gerät für das Gärtnern, das zu Füßen der Bienenstöcke im Frühling und im Sommer mit feinen würzigen Düften hinaufströmte. Diese Kammer hatte eine ganz verborgene Türe, und die führte in ein zweites Kämmerchen, das war Joachims Stübchen. Hier war's gut sein. Lernen konnte man da ganz unge-stört, denn es war still und hell, und ruhen konnte man, denn da war mit duftigem Wiesenheu ein Ruhebett gemacht in der Ecke und sogar eine weiche Wolldecke zum Schutz und mancher im Haushalt entbehrliche Gegenstand, der Wohnlichkeit herzauberte.

Man sah das kleine Fensterchen nicht auf dem Bilde, denn das ging nach den Bergen hinaus. Und das Bild hatte er ge-malt, als das Stübchen sein bestes Wunder noch nicht kannte, denn später, da hatte er ganz gewiß das Haus am Bilde so gestellt, daß der Teil zu sehen gewesen wäre von der Wand, hinter der seine Welt gelegen war. Das „liebe Stübchen“ hieß es dann, weil Ju-lianne es so nannte, und es wurde die Märchenwelt des Glases für zwei junge Herzen. War das wirklich schon so lange her?

Könnte das sein, daß die Wasserfarben auf dem Papier da, daß der schwache Rahmen und das Glas die Jahre überdauert hatten? Und waren doch nicht für die Ewigkeit bestimmt. Und daß die heiße Luft, die lebende Liebe zugrundging in so viel kürzerer Zeit? Kann man die nicht hüten und bewahren wie das Bild? Und wenn sie vorbei ist, lebt da nicht ihr Andenken irgendwo und ist schön und warm wie die leuchtenden Malven und Leopojen, die hier über dem Nasen leuchten vor dem Bienenhaus?

Joachim Brentner vergaß, daß Tante Veronika vor ihm stand, daß sie ihn besorgt und schuldbehaftet an-sah, wie er so dastand mit dem Bild in der Hand; er hielt das Bild näher an seine Augen und trug es in sein Zimmer wie etwas, das man sich zurückge-wonnen hatte. Und dann nahm er eine der Landschafts-top o-graphien von der Wand, die er sich als Reicendanten gesammelt hatte, und hing das alte Aquarell an den Na-el. Das war ein guter Platz, gerade gegenüber von Vaters Sorgenstuhl, den er als sein Salummedchen für sich genommen hatte. So alte Dinger sind doch eigen. Nun ist's erit, als schiene die Sonne ins Zimmer. Joachim schloß die Augen ein wenig, und da war es, als hinge dort

kein Bild, sondern als befände sich ein Fensterchen an der Wand, und er läse alles lebhaft. Er träumte mit wacher Seele. Da knarrte die Tür leise, und Tante Veronika stand da, unschlüssig und verlegen; die gute Seele, sie wußte offenbar nicht, was sie nun tun sollte.



Lieutenant v. Scheele ging als erster deutscher Fliegeroffizier nach Südwestafrika. — (Fot. v. Noack.)

Joachim Brentner streckte ihr lächelnd die Hand entgegen. „Nur keine Angst!“ Er beiriff ihre Unsicherheit, die schuldbehaftet war, und wollte seine eigene Nahrung verbergen, darum scherzte er. „Also, wir wollen uns wieder vertragen, aber Strafe muß sein: das Bild bleibt nun schon hier, und ich muß auch wissen, wieso es gerade heute zum Vorschein kam.“ Tante Veronikas Stimmung war aber zu sehr erschüttert; sie konnte diese Veränderung nicht recht fassen, und es drückte sie offenbar noch etwas. Das fuhr ihr nun ganz unvermittelt heraus. „Werner war da!“

Joachim sah schon wieder nach dem Bild und nickte. Werner — ja, Hans Werner! Und auch das gehörte dazu. Laut sagte er: „So, so!“ Nein, das wunderte ihn gar nicht. „Bleibt er denn lange da? Wie geht's ihm denn?“ Auch diese Fragen sagte er mehr mechanisch heraus, weil Tante Veronika ja auf eine Erwiderung zu warten schien oder noch etwas zu sagen hatte. Das war's; er sah es ihr deutlich an und wollte ihr Gelegenheit dazu geben, die sie auch sofort ergriff. Es sprudelte förmlich heiß aus ihr heraus. „Er ist ganz hier, das heißt, er will dableiben. Sie haben nichts mehr, und er ist überdies kränzlich, sieht elend aus, hegt sich ab. Den Brief hat er zurückgelassen; du — du sollst ihnen helfen: es ist seine letzte Hoffnung. Er will am Abend wiederkommen.“ Plötzlich hatte die alte Frau die Augen voll Wasser und ging rasch hinaus. Und Joachim Brentner begann den Brief zu lesen.

„Verurteile mich nicht, wenn ich zu Dir komme, den ich verraten, dessen Freude ich gestohlen. Ich spreche mich keiner Schuld frei. Meine Liebe war so stark, daß sie mir alles andere in den Staub trat: Ehre, Gewissen und Vernunft. Ich bin gestraft. Auch wenn Du nicht so edel und groß wärest, würde das Mitleid Deinen Horn ertönen, wenn Du meine Lage kennst. Ich will Dir die bitteren Jahre nicht schildern, die einer kurzen Zeit der Leidenschaft folgten, nachdem Juliane mein ward. Ich weiß es, daß Du sie geliebt hast, und um dieser Liebe willen erniedrige ich mich und bitte Dich: schaffe mir die Möglichkeit eines Verdienstes, um diese Frau, die sinnlos verschwenderisch unter Dasein zerstörte, vor der ärgen Not zu bewahren.“



Der berühmte Diebstahlsentwurf, der nach sechsjähriger Bauzeit fertiggestellt wurde. Am 2. April passierte der erste Zug den Tunnel, welcher sich bei der Station Schlüchtern (Bezirk Frankfurt a. M.) befindet und der die Strecke Berlin—Frankfurt a. M. bedeutend abkürzt. Der Tunnel, der zweitgrößte Deutschlands, ist 3575 Meter lang und kostete 10 Millionen Mark. Unser Bild zeigt die Mündung auf der Frankfurter Seite.

Rasch griff die alte Frau nach dem Bild und barg es unter ihrer Schürze. Als sie schon unter der Türe war, rief ihr Joachim noch nach: „Wir müssen vorsorgen; vielleicht bleibt Werner zum Nachtessen da.“ Da strahlte Tante Veronikas Gesicht vor Freude und Erleichterung — nein, das Stöbern hatte diesmal keinen bösen Staub aufgewirbelt!

besonnenen Artikel, die er in die Welt geschleudert hatte zum Entsetzen seines Vaters, der in seiner Empörung ihn selbst aus dem Hause wies. Viel wäre ihm ja nicht gegangen, aber ihren romantischen Gefühlen genügte es, eine Episode der treuen Freundschaft daraus zu machen und aus Werner einen Helden und Märtyrer. Und die er Held und Märtyrer stahl dann als Herz seiner Juliane, der Braut des Freundes, der ihm Schutz geboten hatte in demselben Bienenhaus, das ihm zum Versteck diente! Als Joachim nach vollendeten Studien heimkehrte, erfuhr er es: Juliane hatte den Helden, den reichen, leidenschaftlichen, vorgezogen. —



Oberst v. Below, der neue Kommandeur der Schutztruppen, bisher Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 153 in Altona. — (Fot. v. Heuer.)

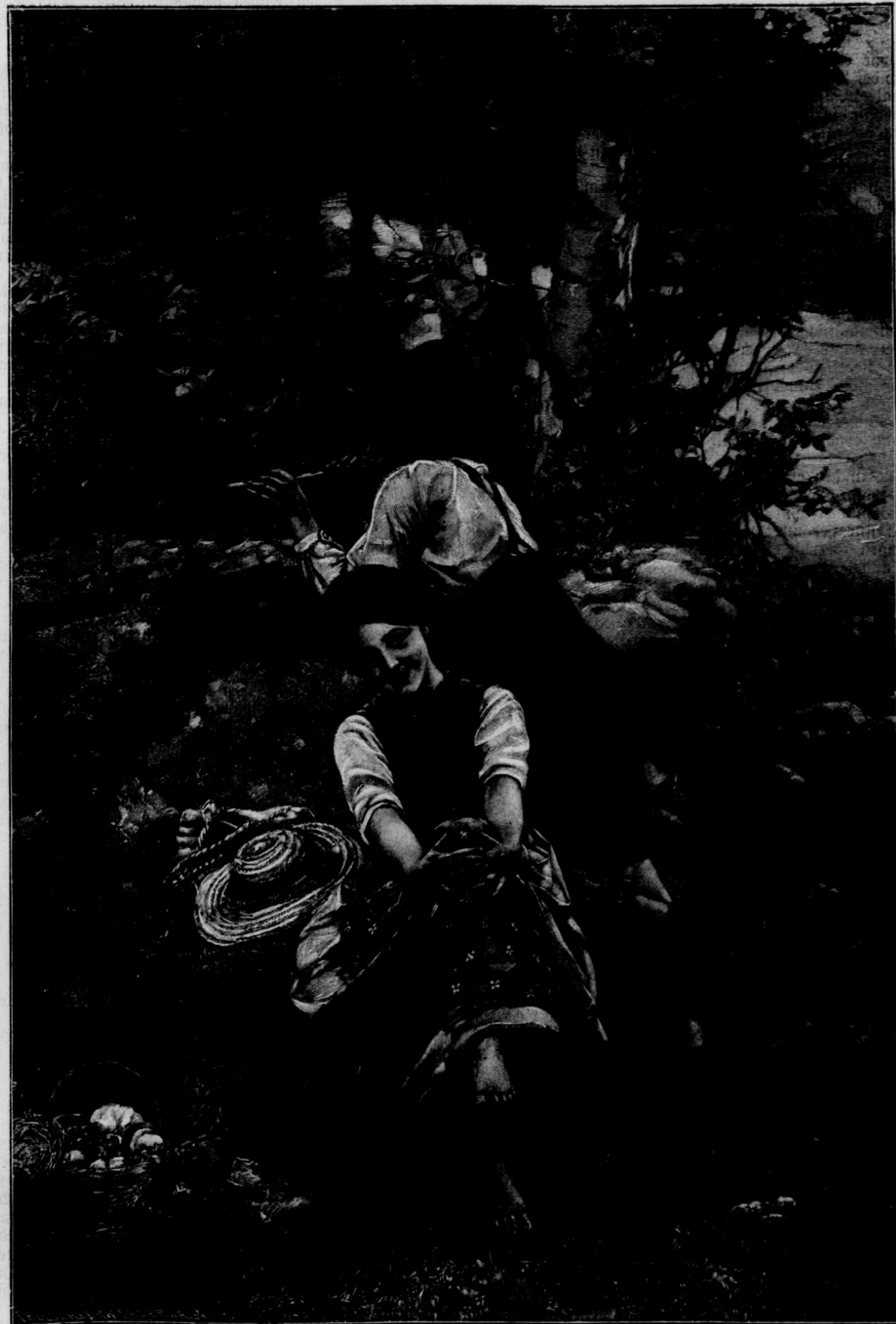
Ein Satz aus Werners Brief fiel ihm ein: „Ich weiß es, daß Du sie geliebt hast, und um dieser Liebe willen bitte ich Dich.“ Was? Wer gibt jemandem das Recht, das aufzuwühlen? Er ist in all den Jahren endlich damit fertig geworden, hat es überwunden; er will Ruhe haben. Erregt ging er auf und ab.

Jetzt aber soll alles wieder aufsteigen? Was denkt sich Hans Werner? An wie vielen Seiten mußte er leiden, bis er endlich unempfindlich wurde bei der Erinnerung jener Zeit, jener Namen, die sein ganzes Lebensglück zerstört und vernichtet hatten? Was wissen sie, die Glücklichen, die Besitzenden? — Er schloß sich in seinen Lehnstuhl. Den Brief hatte er noch immer in der Hand, und nun las er ihn nochmals durch und dann noch einmal. „Hm! Er kannte Werner. Wie hart mußte es ihm fallen, so zu schreiben, und wie arg mußte es sein, wenn er so schrieb! Und daß er es über sich brachte, gerade an ihn — ihm diesen Einblick zu geben, das war ja fast wie eine Verungung. Daß er das nicht gleich gefühlt und bemerkt hatte — was hatte ihn bloß so erregt und ungerecht gemacht, so aufbrausend wie einen unüberlegten Jungen?“

Das Bienenhaus — das war's! Na, eigentlich doch auch nicht. Das steht ja jetzt wieder ganz lieb aus, hell und froh. Was sich damals da ereignet hatte, das war eigentlich sein Glück. Denn wenn es nicht so gekommen wäre, wenn er diese verschwundensüchtige, eitle Frau bekommen hätte — wie stünde es heute um ihn? Wäre er nicht tausendmal erbitterter und elender? Wäre diese Ernüchterung nicht schlimmer, als jene war? Ist er nicht glücklicher, er, der Freie, der Einsame?

Das braucht er auch nicht zu bleiben. Für Hans Werner wird sich etwas finden lassen, und dann hat er den Freund in der Nähe. Man vergißt es doch nicht, daß man seine schönsten Jugendjahre zusammen verlebt hat, und die kann man jetzt wieder aufleben lassen. Tante Veronika kam wieder herein. „Bleibt das Bild wirklich hier?“ Sie spähte ängstlich in Joachim Brentners Mienen nach seinem Entschluß.

„Nein,“ sagte dieser plötzlich fest, „nimm es wieder und heb' es gut auf!“ Es war ihm eingefallen, wenn Hans Werner kam und es sah, so war es ihm vielleicht eine peinliche Erinnerung.



Nach dem Gemälde von P. Wagner.

Einmal gab's namenlose Lieder: aus dem Dunkel kamen sie, in das Dunkel tauchend wieder. Doch es klang die Melodie

Das Volkslied.

auf den Gassen unverloren weiter. Und es klangen sie durch die Mädchen in den Ohren. ... Also klang die Melodie

Phot. u. Verlag von Fr. Sanftangl, München.

ungefähr fort bis heute. An der Wiege klang sie schon wie ein liebliches Gelächter von der Mutter zu dem Sohn.

Und so trägt sie weit und weiter eine unsichere Hand, und so fließt sie immer breiter wie ein Strom durchs deutsche Land. Karl Ernst Noth.